

beantragungen, (internationalen) Forschungskoope-  
rationen und Freistellungen sind vielerorts erst in den  
letzten Jahren entstanden. Hinzu kommt, dass gerade  
an staatlichen Hochschulen eine Fokussierung auf  
technische Fakultäten (MINT) dazu führt, dass die  
Bedeutung sozialwissenschaftlicher Forschungspotenziale  
systematisch unterschätzt wird.

Sozialwissenschaftliche Forschungsprogramme für  
die HAW gibt es nur sehr eingeschränkt auf Landes-  
und Bundesebene. Vereinzelt gibt es Forschungsför-  
derprogramme im Feld der Gender Studies, die aus-  
schließlich für die HAW oder auch für Anträge aus  
diesen offen sind, wie etwa in Hessen und Nieder-  
sachsen. Für den MINT-Bereich gibt es dagegen bun-  
desweit eine Fülle von Programmen auch unter den  
Gesichtspunkten der Regionalförderung und Koope-  
rationsförderung mit Unternehmen der gewerblichen  
Wirtschaft. Symptomatisch ist die Besetzung der ent-  
sprechenden Fachreferate für Forschung an den HAW  
in den Wissenschaftsministerien der Länder und des  
Bundes mit Expertinnen und Experten aus den Tech-  
nik- und Ingenieurwissenschaften. Eine Förderung  
sozialpolitischer, wohlfahrtsstaatsbezogener oder  
sozialarbeitswissenschaftlicher Forschung, die auch  
durch Evaluationsforschung sozialen Einrichtungen  
zugutekäme, ist strukturell nicht vorgesehen.

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG)  
schließlich weigert sich bislang, die Wissenschaft  
Soziale Arbeit in ihre Fächersystematik aufzunehmen  
mit dem Hinweis, dass hier keine grundlagenorien-  
tierte Forschung stattfände. Forschungsanträge aus  
dem Feld der Wissenschaft Soziale Arbeit werden an  
erziehungswissenschaftliche oder soziologische Fach-  
kollegien verwiesen und müssen entsprechend diszi-  
plinär ausgerichtet sein. Auf diese Weise entsteht ein  
Zirkelschluss, der die Grundlagenforschung in Sozialer  
Arbeit unsichtbar macht und die entsprechende Argu-  
mentation perpetuiert. Darüber hinaus wurden bislang  
keine Professorinnen und Professoren der HAW für  
die sozial- oder erziehungswissenschaftlichen Fach-  
kollegien berufen oder als Gutachterinnen und Gut-  
achter bestellt.

Und schließlich stellt das Promotionsrecht, das  
bislang in fast allen Bundesländern noch ausschließ-  
lich den Universitäten vorbehalten ist, eine weitere  
Hürde zum Ausbau von Forschung und wissenschaft-  
licher Qualifizierung an den HAW dar (Ehlert; Köttig

## Lebenselixier

Unter den Westeuropäern haben die Deutschen  
die niedrigste Lebenserwartung – mit 78,2 Jahren  
für männliche und 83 Jahren für weibliche Neuge-  
borene. Über diesen Befund einer der größten  
Gesundheitsstudien weltweit, der „Global Burden  
of Disease Study“, berichtete im November unter  
anderem der Berliner Tagesspiegel. Die Zeitung  
befragte unterschiedliche Experten nach den Grün-  
den für den Unterschied zur durchschnittlichen  
Lebenserwartung in Westeuropa (79,5 und 84,2  
Jahre). Einige der Antworten sind schon hinlänglich  
bekannt: etwa der ungesündere Lebensstil der  
Deutschen, im Vergleich zu Mittelmeer-Ländern  
wie Spanien oder Frankreich. Außerdem gebe es in  
Nordeuropa weit mehr Prävention und Vorbeuge-  
medizin als in Deutschland, zitiert der Tagesspiegel  
den SPD-Gesundheitspolitiker *Karl Lauterbach*.

Eine wesentliche Rolle für die niedrigere Lebens-  
erwartung hierzulande spielt offenbar auch die  
starke Kluft zwischen Wohlhabenden und Armen.  
Nach einer Studie des Robert-Koch-Instituts sterben  
Männer, die an der Armutsgrenze oder darunter  
leben, hierzulande im Schnitt um 10,8 Jahre früher  
als Wohlhabende. Als Hauptgrund dafür nennen  
Experten ein riskanteres Gesundheitsverhalten der  
materiell Benachteiligten. Dazu gehören Bewe-  
gungsmangel, schlechte Ernährung, mehr Alkohol  
und – vor allem – ein weit höherer Tabakkonsum.  
Aus der Sicht von *Rolf Rosenbrock*, Vorsitzender des  
Paritätischen Wohlfahrtsverbandes, sterben Einkom-  
mensschwache auch deshalb deutlich früher, „weil  
sich der psychische Druck durch die insgesamt be-  
engte Lebenssituation und meist auch schlechtere  
Arbeitsbedingungen oder auch durch Arbeitslosig-  
keit negativ auf das eigene Leben und die Möglich-  
keiten der Teilhabe auswirkt“.

Für die stark unterschiedliche Lebenserwartung  
von Männern und Frauen fand eine wichtige Erklä-  
rung nicht Eingang in den informativen Bericht des  
Tagesspiegels – eine gute Freundin warf sie neulich  
ganz beiläufig ins Gespräch: Natürlich sei das viel  
lebhaftere Kommunikationsverhalten der Frauen  
im Unterschied zu den oft schweigsamen Männern  
entscheidend für das Erreichen eines hohen Lebens-  
alters. Da haben wir es – das Lebenselixier!

*Burkhard Wilke*  
wilke@dzi.de